

COLIN NIEL

ROMAN

UNTER

**RAUB
TIEREN**

LENOSPOLAR



Martin arbeitet als Ranger im Nationalpark Pyrenäen. Unermüdlich ist er auf der Suche nach Cannellito, dem vermutlich letzten Pyrenäenbären, von dem seit Monaten jede Spur fehlt. Als glühender Tierschützer verfolgt er in seiner Freizeit Jäger in den sozialen Medien, um sie an den Pranger zu stellen. Als er auf ein Foto stösst, das eine junge Frau mit Jagdbogen vor einem erlegten afrikanischen Löwen zeigt, ist er fest entschlossen, sie zu finden und zur Rechenschaft zu ziehen. Es beginnt ein atemloses Jagdgeschehen zwischen den Pyrenäen und Namibia, das durch tragische Verknüpfungen in einem Drama für alle gipfelt.

Colin Niel legt grossartige Fährten und vereint schier unerträgliche Spannung mit poetischen Landschaftsbeschreibungen. Ein scharfsinniger Ökothriller, der die Gefahren des Klimawandels, des Jagdtourismus ebenso wie den Fanatismus von Naturschützern aufzeigt.

Colin Niel, geboren 1976 in Clamart, ist eine der grossen Stimmen des französischen Roman noir. Nach einem Studium der Evolutionsbiologie und Ökologie arbeitete er zunächst als Agrar- und Forstingenieur im Bereich Biodiversität, u. a. mehrere Jahre in Französisch-Guayana. Mit einer vierteiligen guayanischen Serie, die vielfach ausgezeichnet wurde, gelang ihm der Durchbruch als Autor. Sein Roman *Seules les bêtes* (deutsch: *Nur die Tiere*)

wurde von Dominik Moll fürs Kino verfilmt. Heute lebt Colin Niel als Schriftsteller in Marseille.

Colin Niel

Unter Raubtieren

Roman

*Aus dem Französischen
von Anne Thomas*

Lenos Verlag

Die Übersetzerin

Anne Thomas wurde 1988 in Karl-Marx-Stadt/Chemnitz geboren und wuchs in Flensburg auf, nachdem sie 1989 mit ihrer Familie aus der DDR geflohen war. Seit 2013 ist sie als freiberufliche literarische Übersetzerin tätig (u. a. Éric Plamondon, Gabriel Katz, Anna Boulanger, Marie Desplechin). Sie lebt hauptsächlich in Paris. Regelmässige Arbeitsaufenthalte in Berlin und London. Anne Thomas organisiert und leitet Übersetzungswshops in Schulen in Deutschland und Frankreich und ist als Dolmetscherin bei literarischen und kulturellen Veranstaltungen tätig.

Titel der französischen Originalausgabe:
Entre fauves
Copyright © 2020 by Rouergue

E-Book-Ausgabe 2021
Copyright © der deutschen Übersetzung
2021 by Lenos Verlag, Basel
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: IanZA/Pixabay
eISBN 978 3 85787 992 0

www.lenos.ch

*Im Gedenken an ausgestorbene Raubtiere
Opfer antiken Massensterbens
Und denen, die zusammengekauert
überleben, tief in uns drin*

Inhalt

Die Übersetzerin

PROLOG

30. März

1. BEUTE AUSMACHEN

15. April

17. März

9. März

10. März

16. April

19. März

12. März

13. März

18. April

2. ANPIRSCHEN

24. März

15. März

20. April

23. März

25. März

22. April

25. März

24. April

26. März

27. März

25. April

28. März

26. April

3. NACHSTELLUNG

30. März

28. April

30. März

28. April

30. März

29. April

4. ERLEGEN

30. März

29. April

5. RITUAL

2. April

2. Mai

13. April

EPILOG

10. Oktober

Auswahlbibliographie

Dank

PROLOG

30. März

Charles

Die Zeit war gekommen, sich den Menschen zu stellen, die zweibeinigen Silhouetten ragten in der Dämmerung auf wie wandelnde Bäume, ihm jetzt so nah, kaum drei Sätze, dann hätte er sie, und ihr Geruch, mit nichts zu vergleichen, bitterer Schweiß und ferne Erde, und ihre unverständlichen Laute, und ihre Haut, bedeckt mit anderer Haut, die nicht ihre eigene war, noch nie war er ihnen so nah gekommen, sie hatten ihn erst dazu getrieben, einen ganzen Tag lang hatte er sie gewittert, ihm auf den Fersen, einen ganzen Tag lang herumstreifen im *bush*, unter den Kameldornbäumen durchkriechen, dicht an den sonnenentflamnten Steinmauern entlangstreichen, hundertmal seine Fährte legen, auf und ab, von Busch zu Busch, die Tatzen in die eigenen Abdrücke setzen, unzählige Umwege zwischen den Baumstämmen, alles, damit sie aufgaben, einen ganzen Tag lang Freiwild sein, kein Raubtier mehr, mit der Geduld am Ende, verärgert, Nerven zum Zerreißen gespannt, einen ganzen Tag lang, jetzt hatte er ihn beendet, ihnen bloss nicht diesen Sieg überlassen, nicht er, nicht hier, nicht in dieser Wüste, die er seit jeher durchstriefte, in- und auswendig kannte, die Listen und Tücken, eiskalte Nächte und brennend heiße Tage, die Stunden, wenn Schatten kostbar wurde, die

windgeformten Sandmeere, die Wanderdünen, in denen seine Schritte einsanken, wenn die Strausse Reissausnahmen, die Gewitter, die manchmal tobten und einem bis unter die Augenlider peitschten, die unendlich weiten Wege zwischen mickrigen, salzhaltigen Oasen, wo die Beute trank, die Steinwüsten mit ihrer hundertjährigen Flora, die dort wurzelte, die krummen Stämme von Mopane und Ebenholzgewächsen, die Felswände der ausgetrockneten Flussbetten, wie man sich dort bei der Jagd auf Bergzebras in der Senkrechten bewegen musste, und auch die Strände, der Ozean, der die Skelettküste verschlang, unverhoffte Kadaver gestrandeter Wale und vor Jahrzehnten zerschellter Menschenschiffe.

Von jeher war er der Jäger gewesen, seit seiner Kindheit im Flussbett des Agab, jener allzu fernen Zeit, als er im Rudel jagte, mit seinen Brüdern und Schwestern, seit jener ersten Giraffenjagd, an die er sich stets erinnern würde, als die Junglöwen die Riesin in einem Canyon in die Enge getrieben hatten; jeder seine Seite, jeder seine Aufgabe, den Blick auf die galoppierenden Hufe geheftet, hetzten sie die Beute auf eine alte Löwin zu, die weiter weg lauerte, voller Erfahrung, sprungbereit, sobald der Moment gekommen wäre, der entscheidende, genau berechnete Augenblick, und mit einem ungeheuren Satz warf sie sich auf die Giraffe, versenkte Krallen und Zähne in die Muskeln, die Jägerin klammerte sich fest, Meter um Meter im rasenden Lauf, ignorierte die Tritte, die sie abzuschütteln suchten, zerfetzte Haut und Fleisch, schlug Wunden, die den Geschmack frischen Blutes hatten, hing mit ihrem ganzen Gewicht an der Beute, damit sie strauchelte, um nichts in der Welt hätte sie losgelassen, so sehr brauchten die Löwen dieses Fleisch. Er hatte gelernt, ohne Deckung Beute ausfindig zu machen, nicht einmal ein Grasteppich, in den er sich ducken konnte, er nutzte den

geringsten Dunst, um sich unbemerkt an seine Opfer heranzuschleichen, er hatte Genügsamkeit gelernt, hatte gelernt, Perlhühner, Stachelschweine, Kormorane zu erlegen, wenn es an Wild fehlte, Paviane und Gackeltrappen zu jagen, sogar andere Fleischfresser, wenn es ums Überleben ging. Der Jäger war er, er gab die Regeln vor, wurde niemals überrumpelt, deshalb, nein, er würde den Menschen nicht diesen Sieg überlassen, nun war er aus dem Schatten getreten, wollte sich ihnen endlich stellen, lauerte nur ein paar Meter entfernt im Sand, unter einem Strauch voller Krallen, Auge in Auge. Der Wind wirbelte Erdwolken empor, verstärkte die tierischen Düfte, aufgeladen mit der Angst und Spannung der vergangenen Stunden, vorsichtig sog er sie ein, wartete den Moment ab, kampfesungeduldig, doch stets reglos, bis er endlich seine mächtige Gestalt aufrichtete.

Und sich auf sie stürzte.

Sofort durchfuhr ihn der Schmerz.

Die ganze Brust mit einem Schlag in Flammen.

Im Sprung getroffen, setzte er über die Steine wie ein Springbock, das Rückgrat schmerzgekrümmt, die Glieder gehorchten nicht, er landete, beherrschte nichts mehr, rannte wie wild im Kreis durch den Staub, als würde er einen Dämon verfolgen, der an seinem Schwanz hing, in Todesqualen durchfahren Erinnerungen seinen Schädel, die Festmähler der letzten Wochen in den Kraals*, die Schreie seiner Beute, als er sie tötete, die Schüsse der Menschen, die den Himmel selbst zerrissen, und die Blüte seines Lebens, jene längst vergangenen Zeiten als Alphamännchen, die brutale Entmachtung, deren Narben er noch in sich trug, in seinen Stolz gekratzt, Ruhmesstunden und Niederlagen in dem brennend heißen Land, misslungene Jagden und herrlichste Beutezüge, mit gewaltigen Sprüngen suchte er nun das Weite, floh ins

Dickicht, um vielleicht zu überleben, weg von diesem verfluchten Ort, zu dem er sich nie hätte vorwagen sollen, er, der sich so stark vorkam, taumelte Meter um Meter mit unsicheren Schritten schwankend über Geröll und geknickte Halme, nichts Königliches mehr, nichts Fürstliches mehr, durchschlagene, zitternde Muskeln, er wuchtete seinen Leib voran, so weit er konnte, schöpfte aus den Reserven, seinem Überlebensinstinkt.

Und fiel, unfähig weiterzukämpfen, auf die Seite.

* Afrikaans für ›Viehpferch‹; früher kreisförmige Siedlung, heute kreisförmiges Viehgehege, vor allem im südlichen Afrika. (*Anm. d. Übers.*)

1. BEUTE AUSMACHEN

15. April

Martin

Ehrlich jetzt, ich schäme mich, dass ich ein Mensch bin. Ich wäre lieber ein Raubvogel gewesen, riesige Schwinge, über dieser Welt kreisen, mit der Gleichgültigkeit der Mächtigen. Ein Tiefseefisch, irgendwas Monströses, dem tiefsten Schleppnetz fremd. Ein Insekt, kaum zu sehen. Alles, nur nicht *Homo sapiens*. Alles, nur nicht dieser Primat mit anomal grossem Gehirn, auf den die Evolution mal lieber hätte verzichten sollen. Alles, nur nicht der Schuldige am sechsten Massenaussterben auf diesem elenden Planeten. Denn die Menschheitsgeschichte ist vor allem das. Die Menschheitsgeschichte ist die Geschichte eines massiven Rückgangs der Fauna, ein endloser Verlust. Die Geschichte der Mammuts, der Wollnashörner, der Säbelzahnkatzen, der Höhlenbären, der Auerochsen, die Europa bevölkerten und innerhalb von ein paar Jahrtausenden von unseren Vorfahren ausgerottet wurden. Es ist die Geschichte der Riesenbiber und der sechs Meter langen Faultiere, die ausstarben, nachdem die ersten Menschen über die Beringbrücke nach Amerika gekommen waren. In Australien vor 50 000 Jahren ist es die Geschichte der Riesenmäntelkängurus, der Beutellöwen, der Diprotodonten, dieser Megafauna, die für immer verloren ist. Es ist mittlerweile bekannt: Jedes Mal, wenn unsere

Scheissahnen irgendwo den Fuss hinsetzten, gab es ein Massensterben. Der einzige Unterschied zwischen denen und uns ist das Tempo, in dem wir heute unsere Umwelt vernichten. Darin sind wir unschlagbar, das ist mal sicher: zweihundert ausgestorbene Wirbeltierarten in nicht mal einem Jahrhundert, kein anderes Tier kann mit so einem Rekord aufwarten.

Über solche Dinge grübelte ich nach, als Antoine und ich im Morgengrauen die Tanne erreichten. Den ganzen Aufstieg lang hatte ich über das Foto nachgedacht, das diese Gedanken ausgelöst hatte. Ich kriegte es unmöglich aus dem Kopf, das Scheissbild hatte sich mir eingebrannt wie ein Kindheitstrauma.

Da stand der Baum senkrecht am Rand des Pfades. Der war unter dem Teppich aus Buchenblättern und dem Altschnee, der selbst auf den Südhängen noch immer nicht schmelzen wollte, kaum zu sehen. Der Stamm war mit Aststummeln gespickt, wie Eisenstacheln an einer Art mittelalterlichem Folterinstrument. Ich sah den Hang runter, wo sich unsere menschliche Fährte verlor, atmete die frühmorgendliche Luft ein, sie fuhr mir eiskalt in die Lungen. Wir hatten ganz schön klettern müssen, und weil wir keine Ski dabei hatten, waren wir auf den letzten Metern ziemlich tief im Schnee eingesunken. Aber ich war nicht ausser Atem, nein, ich bin nicht der Typ, der sich von einem kleinen Schlussanstieg beeindruckt lässt. Anders als Antoine, dem ich zurief: »Jetzt bereust du deine Kippe von gestern Abend, was.«

»Keine Ahnung, was du meinst«, sagte er, dabei bildeten sich permanent Atemwölkchen vor seinem Mund.

Der Buchen-Tannen-Wald streckte seine Stämme den Gipfeln entgegen, die irgendwo in der Wolkendecke ertranken. Dort oben erahnte ich Sommerweiden, Pässe und Grate, die unter der Schneedecke dieses völlig

gestörten Winters auf ihren Auftritt warteten. Auf den Stämmen um uns rum waren massenweise Flechten, von den Ästen hing Usnea, wie ineinander verwickelte Bärte. Ein toter Baum stand noch immer aufrecht, wie eine Kerze, die niemand je anzünden würde. Ein Specht hatte auf der Suche nach Haus- oder Alpenböcken ins Holz gehackt und die Borke abgelöst.

»*Matin, fais lever le soleil ...*«, trällerte Antoine, wobei er die sinnliche Stimme von Gloria Lasso nachahmte. »*Matin, à l'instant du réveil ... Viens tendrement poser ... tes perles de rosée ...*«*

Ich hab nie kapiert, woher jemand in seinem Alter so viele alte Schnulzen kannte. Ich unterbrach ihn sofort: »Komm, gib mir mal die Lampe.«

Er seufzte, dann zog er die Handschuhe aus und holte die Taschenlampe aus dem Rucksack. Ich hielt sie waagerecht und inspizierte den Stamm der Tanne. Ich musterte jede kleine Rille in der Rinde, jede Verletzung in der hölzernen Haut des Riesen. Ich untersuchte auch das Stück Draht, das letzten Herbst ins Holz geschraubt worden war. Auf Wadenhöhe entdeckte ich ein Fellbüschel, es war an einem Stück Borke hängengeblieben, ich prüfte Form, Farbe, die dickere Haarwurzel.

»Wildschwein?«, fragte Antoine.

»Wildschwein«, bestätigte ich seufzend.

Mein Kollege kauerte zwischen den Wurzeln und siebte händeweise die Erde, Pflanzenreste, Steine, frischer Humus. Ich sah ihm zu, wie er jeden Krümel durch die Finger rieseln liess, wollte sichergehen, dass ihm nichts entging. Nicht dass ich ihm nicht vertraue, aber na ja. Als er nur noch eine feine Schicht Erde an den Händen hatte, pustete er drauf, richtete sich auf und sagte ohne eine Spur von Bedauern in der Stimme: »*Nada.*«

Wie auf Knopfdruck legte ich los: »*Nada?* Ist das alles, was dir dazu einfällt?«

Er lächelte, als wollte er sagen Du änderst dich auch nie. »Martin, jetzt fang nicht wieder an ...«

»Womit denn anfangen? Wir haben den 15. April, seit eineinhalb Jahren nicht die geringste Spur, den ganzen Winter kein einziger Abdruck, nicht ein Scheisshärchen an den Hunderten von Bäumen, die wir beobachteten. Seit eineinhalb Jahren gehen nur noch Wildschweine und Füchse in die Fotofallen. Und du, du bist genau wie alle anderen: Es ist dir scheissegal.«

»Ist es nicht, ich bin bloss geduldig. Der Winter dauert halt, und er hat's nicht eilig, aus seiner Koje zu kommen, das ist alles. Der hat eine hübsche Höhle gefunden und wartet gemütlich die Schneeschmelze ab, ehe er mit der Bärzeit anfängt. Denk dran, wie wir vor fünf Jahren vierzehn Monate lang keine Spur von Néré hatten. Wir haben uns ganz umsonst Sorgen gemacht: Er war einfach nur in die Haute-Garonne abgewandert.«

»Und du, denk mal an Claude, 94«, sagte ich barsch. Die Arme: Es hatte drei Jahre gedauert, ehe man ihren Kadaver am Fusse des Pic de la Cristallère fand. Die Kerle hatten ihn gut versteckt.

Darauf sagte Antoine nichts: 1994 war er noch aufs Gymnasium gegangen. Er holte getrocknete Aprikosen aus dem Rucksack und ass sie schweigend. Und ich hatte wieder einmal das Gefühl, dass ich der Einzige war, den Cannellitos Verbleib wirklich kümmerte, der letzte Bär mit ein bisschen Pyrenäenblut, der noch auf der Suche nach einem Weibchen durch diese Wälder streifte, finden würde er keins, weil die Jäger alle abgeknallt hatten. Sogar seine Mutter, die 2004 getötet worden war und mir so sehr fehlte, als wäre sie ein Familienmitglied gewesen.

Ich schaute forschend nach rechts zu der Schneise, die sich zwischen Buchenblättern und Tannennadeln auftat. Ganz unten erahnte man die Schieferdächer des Dorfes, das der Nebel bald entschleiern würde, die noch dunklen Häuser.

Ohne Antoine anzusehen, sagte ich ihm, was ich von der Sache hielt: »Ihr könnt euch alle einreden, was ihr wollt, ich bin mir jedenfalls sicher, dass die ihn abgeknallt haben. Wahrscheinlich im Herbst bei einer Treibjagd. Und wenn man ihn dann findet, sagen die Jäger, es wär ein Unfall gewesen.«

Er musterte die Wolkendecke, sie schnitt die Wipfel glatt ab, als wären sie geköpft.

»Du weisst immer alles besser, Martin. Aber das ist Quatsch, glaub's mir.«

Doch meiner Meinung nach wollte er vor allem sich selbst überzeugen. Denn solche Anschuldigungen gehörten sich nicht für Nationalparkranger.

Wir standen auf dem Pfad und rasteten ein Weilchen, sahen zu, wie der Tag das Aspe-Tal eroberte, die Strasse unten, über die bald Lkws aus Spanien rauschen würden, zum Vorschein brachte und die Druckstollen der Kraftwerke, die wie krepierete Riesenschlangen die Hänge versandelten.

»Es ist saukalt, wollen wir?«, meinte Antoine. »Ich will den Mädchen einen Kuss geben, ehe sie in die Schule müssen.«

Ich nickte, warf einen letzten Blick zu den Gipfeln, richtete Anorak und Mütze. Und los ging's mit dem Abstieg, Schnee und nasse Blätter an den Schuhen, Antoine sang leise irgendein altes Chanson vor sich hin. Wir pflügten durch den Wald, an Buchsbäumen und schmaler werdenden Bergwiesen vorbei, liefen am Rand schwitzender, vereister Felswände lang. Was das Wetter

anging, kapierte ich gar nichts mehr: Erst war Anfang des Jahres fast nichts runtergekommen, dann war es den ganzen März über richtig frühlingshaft gewesen, der Schnee war allmählich geschmolzen. Und nun kam noch mal ein ordentlicher Kälteeinbruch, für die nächsten zwei Wochen war wieder Schneefall vorhergesagt worden. In den Skigebieten zog man lange Gesichter: Der Schnee kam mehr oder weniger dann, wenn sie zumachten, und in den kommenden Jahren würde es wohl kaum besser werden. Aber auch das schien keinen zu interessieren.

Es war richtig hell, als wir siebenhundert Meter weiter unten endlich aus dem Eichenwald rauskamen. Unser Revierauto stand im Schlamm, das Nationalparklogo löste sich halb ab. Antoine flüchtete sich ins Innere, drehte die Heizung voll auf. Seit dort oben hatten wir praktisch kein Wort gewechselt.

»Apropos Jäger«, nahm er unser Gespräch von vorhin wieder auf, »hast du das von den Supermarktleitern mitgekriegt? Die kündigen mussten, weil sie in Afrika auf Krokodiljagd waren?«

»Jupp. Wobei, soweit ich weiss, waren's nicht bloss Krokodile.« Das sagte ich so nebenbei, als hätte ich es auch nur in der Zeitung gelesen.

Er liess den Motor an, fuhr auf den Waldweg. »Klar, das sind wirklich Idioten, ich versteh nicht, wo da der Spass ist, so viel Kohle ausgeben, damit man einen Elefanten oder eine Giraffe erlegen darf, und man muss schon selten dämlich sein, hinterher noch Jagdfotos zu posten. Aber das ist ja ausgeartet, die Adressen wurden veröffentlicht, die Leute haben Morddrohungen bekommen, ihr Unternehmen hat sie fallenlassen ...«

Ich zog die Nase hoch und sagte: »Na und? So hören sie vielleicht wenigstens damit auf.«

Danach herrschte Stille. Was bedeutete, dass Antoine die Dinge definitiv anders sah als ich. Schweigend fuhren wir am eisigen Gave d'Aspe entlang, passierten nacheinander die Riegel, die das Hochtal isolierten. Bis zur Bedous-Ebene mit ihren Ophitkuppen und Wiesen, auf denen ein paar Kühe grasten, ehe es hinauf auf die Sommerweiden ging. Antoine parkte vorm Verwaltungsgebäude, unter einer Wolkendecke luden wir die Ausrüstung aus, Antoine machte, dass er heimkam, um seine beiden Töchter zu sehen. Und ich ging rein und setzte mich vor den Computer. Ich schrieb das Protokoll unseres Kontrollgangs: *nada*, wie Antoine gesagt hatte.

Immer noch nichts von Cannellito.

In meinem Postfach wartete eine E-Mail, dir mir nicht besonders gefiel. Ich öffnete sie und erfuhr, dass unser Gebietsleiter, mein Vorgesetzter, mich noch mal wegen der Geschichte mit dem zerstochenen Reifen sprechen wollte. Wenn möglich morgen. Ganz ehrlich, ich verstand nicht, wieso die wegen einem Reifen so einen Aufstand machten. Das war letzten Oktober gewesen: Ich war eines Morgens auf das Auto von Wildschweinjägern gestossen, die gerade in ihrer Jagdhütte das Blutbad vorbereiteten. Und da ich den Verdacht hatte, dass die ihre Treibjagd wieder dort veranstalteten, wo der Bär sich aufhielt, hatte ich nicht widerstehen können. Bloss war ich erwischt worden, auch noch in Dienstkleidung. Ich schrieb zurück Morgen geht klar. Aber wenn ich richtig drüber nachdachte, machte ich mir keine grossen Sorgen wegen der Unterredung: Ich arbeitete am längsten von allen hier und war am qualifiziertesten. Sie brauchten mich viel zu sehr, damit der Laden lief.

Nach unserer frühmorgendlichen Runde schien es ein ruhiger Tag zu werden, und die Büros waren leer. Der Chef war bei irgendeinem Meeting, kuschte vor wer weiss

welchem Bauernverband, und ein Team war Richtung Lescun-Höhen aufgebrochen, um die Beschilderungen für Wanderer zu reparieren. Deshalb wartete ich nicht, bis ich zu Hause war, sondern loggte mich in die Facebook-Gruppe ein, die ich anonym seit ein paar Monaten gemeinsam mit zwei anderen Aktivisten betreute, denen ich noch nie begegnet war, die aber meine Überzeugungen teilten.

STOP HUNTING FRANCE, so hiess die Gruppe. Anfangs tauschten wir nur Informationen aus, liessen Petitionen herumgehen, damit die Jagd in Frankreich und weltweit verboten wurde. Aber im Laufe unserer Recherchen und weil unsere Quellen sich deckten, hatten wir beschlossen, konkreter zu handeln. Wir hatten uns näher mit Trophäenjagd beschäftigt, mit diesen Rohlingen, die zum Spass in fernen Ländern Tiere töteten, wie Luc Alphand, der ehemalige Skirennläufer, zu trauriger Berühmtheit gelangt, weil er auf Kamtschatka Braunbären und Riesenwildschafe abgeschossen hatte. Verzeihung, nicht abgeschossen: *erlegt*, das war der Begriff, den solche Leute verwendeten. Wir hatten festgestellt, dass im Netz nicht nur Amerikaner neben ihren Opfern posierten, auch in Frankreich gab es einen Markt und einen hübschen Haufen Unternehmer oder reiche Ärzte, die diesen Praktiken frönten. Diese Welt war ausserdem gar nicht so geheim, wie ich gedacht hatte: Wenn man sich die Zeit nahm, ein bisschen zu suchen, Website für Website, Profil für Profil, fand man am Ende immer die Identität der Jäger raus, denn oft posteten sie selbst ihre Jagdfotos in den sozialen Netzwerken und gaben noch damit an. Sobald wir also im Web auf eins dieser Bilder stiessen, begannen wir online mit unseren Ermittlungen, um die Täter zu identifizieren. Und da kein Gericht sie je verurteilen würde, veröffentlichten wir alles, was wir über sie rausfanden: Name, Adresse, Telefonnummer. Dann überliessen wir sie

der Öffentlichkeit, die, wie wir wussten, voll hinter der Sache stand, ob es den Politikern nun gefiel oder nicht, die waren bei diesen Themen immer viel zu langsam.

Vor Antoine würde ich damit nicht angeben, aber die Supermarktleiter, die hatten kündigen müssen, weil sie mit ihren Krokodilfotos, aber auch mit Bildern von Flusspferden und sogar Leoparden Wirbel verursacht hatten, die hatten wir aufgestöbert. Eigentlich war es kaum der Rede wert, wir hatten lediglich die Fotos wieder ausgegraben und sie sichtbarer gemacht, den Rest hatte die Magie der sozialen Netzwerke besorgt. Ich sah uns als Whistleblower in Sachen Tierschutz, die Tiere hatten es bitter nötig. So hatte ich das Gefühl, irgendwie meinen Teil zu leisten. Jedenfalls mehr als mit meiner Arbeit im Nationalpark. Und auch mehr als die sogenannten Umweltminister, die liessen sich letztendlich immer von der Jagdlobby überfahren, die im Élysée-Palast ebenso ein und aus ging wie im Restaurant um die Ecke. Ich hoffte, dass es uns früher oder später gelang, den Import von Trophäen auf französischen Boden ganz zu verbieten. Das wäre schon ein grosser Sieg.

In der Facebook-Gruppe hatte sich seit meinem letzten Log-in einiges getan. Einer der Administratoren hatte die vollständigen Kontaktdaten eines Apothekers sowie sämtliche Fotos von seiner Jagd auf Pflanzenfresser in Kanada, auf Neukaledonien und in Südafrika gepostet. Dazu die Anweisung an unsere Follower:

Jerem Nomorehunt: Bitte blamiert diesen Killer bis auf die Knochen. #BanTrophyHunting

Auf den Fotos, eins widerlicher als das andere, posierte der Mörder neben dem Kadaver seiner Beute, darunter bereits

zahlreiche Kommentare anderer Nutzer, was zeigte, das sie ebenso schockiert waren wie wir.

Stef Galou: Scheisshaufen.

Hugues Brunet: Menschlicher Abfall, Drecksack.

Stophunt: Selbst im Tod strahlen die Tiere eine Würde aus, die dieser Wichser nie erreichen wird!!!

Lothar Gusvan: Nur Abschaum wie der kann sich über so ein Massaker noch freuen.

Ich widerstand und setzte nicht noch eins drauf, das war nicht meine Aufgabe. Ich scrollte durch die Seiten und hoffte, dass dieser Apotheker bis nach Hause verfolgt wurde.

Aber vor allem hatte ich mich so schnell nach der Bergtour eingeloggt, weil ich das Foto wiederfinden wollte, das mir seit dem Vortag nicht aus dem Kopf ging. Ein paar Klicks später erschien es erneut gross auf meinem Bildschirm. Es war ganz anders als alle, die ich bisher gesehen hatte. Eine Nachtaufnahme mit Blitz. Im Vordergrund eine junge blonde Frau, man sah ihren Oberkörper bis zum Bauch, sie hielt mit ausgestrecktem Arm einen Jagdbogen. Aber sie posierte nicht, lächelte nicht wie all die anderen, die ich normalerweise durchs Netz geistern sah. Nein, ihr Blick war hart, die Lippen zusammengepresst, man ahnte die Mordlust, die sie antrieb. Das, was tief in ihr drin vorging. Dahinter sah man eine afrikanische Savannenlandschaft mit Büschen. Und einen riesigen Löwenkadaver. Ein Männchen mit schwarzer Mähne, eine herrliche Trophäe, wie es diese Unmenschen ausdrückten. Nur war dieser Löwe nicht in Szene gesetzt worden, wie Jäger es normalerweise tun, um ihr

Verbrechen runterzuspielen. Nein, er lag ausgestreckt im Gras, den Kopf auf der Seite, eine rote Wunde am Halsansatz, blutiges Fell. Einen Moment lang betrachtete ich die Szene, konnte den Blick einfach nicht vom Kadaver der grossen Raubkatze abwenden. Mir zog sich richtig das Herz zusammen, als läge dort die Leiche von jemandem, der mir nahestand. Wie an dem Tag, als Cannelle getötet worden war.

Dieses Foto ähnelte keinem anderen.

Dieses Foto zeigte einen Mord in flagranti.

Aber es war auch deshalb besonders, weil es unseren Nachforschungen standhielt. Bisher war es keinem von uns gelungen, die Identität der Bogenschützin herauszufinden. Ich schrieb Jerem Nomorehunt, der gerade online war:

Martinus arctos: Hast du schon was über die Blondine rausgefunden?

Jerem Nomorehunt: Nein, hab den ganzen Abend gesucht, kam nix bei rum. Die Fotze macht einen auf diskret. Und es sieht so aus, als hätte sie grad erst ihr FB-Konto eröffnet.

Das Foto war am Vortag aufgetaucht, am späten Nachmittag, ein Nutzer hatte es entdeckt und sofort an uns weitergeleitet, ehe es massenhaft geteilt wurde und einen Shitstorm entfesselte. Jerem Nomorehunt war es gelungen, die Quelle ausfindig zu machen: Das Foto war am 13. April auf Facebook gepostet worden, wohl von der Jägerin selbst, wie wir annahmen. Ihr Nickname war Leg Holas, und das war eigentlich auch schon alles, was wir von ihr wussten. Das Profil war öffentlich, aber so gut wie leer, keine Stadt, nicht mal ein Land. Jerem meinte, sie hätte ein Ami-

Gesicht, aber das war nur eine Hypothese. Ich versuchte wieder, mehr herauszufinden, klickte auf alle Links, die ich finden konnte, ich wollte sie aufstöbern und endlich den Jagdgegnern auf der ganzen Welt ausliefern. Aber jedes Mal kam ich wieder am selben Punkt raus. Genauso vage wie die Umrisse der zusammengeballten Wolken am Pyrenäenhimmel.

Die Mörderin mit dem brutalen Blick war ein echtes Rätsel.

* *Chanson d'Orphée*, Gloria Lasso (1922-2005). In diesem Lied besingt die französisch-spanische Sängerin auf kitschige Weise den frühen Morgen. (*Anm. d. Übers.*)

17. März

Apolline

Heute werde ich zwanzig. Mein erster *birthday* ohne Maman. Der schönste Geburtstag, noch ehe ich das wunderbare Geschenk ausgepackt habe, das Papa mir machen wird, und zugleich der traurigste, weil sie mir schrecklich fehlt. *My God*, mir fällt ein, dass ich im selben Zimmer darauf warte, dass sie mich rufen, wie an meinem zehnten Geburtstag, als wäre ich nie älter geworden. An den Wänden hängen noch die Poster des kleinen Mädchens, das ganz besessen von wilden Tieren war und Dokus geradezu aufzog: ein Wolf, eine Elenantilope, ein Wanderfalke. Und natürlich mein Grizzly, den ich nach dem Familienurlaub in den Rockies an die Wand gepinnt hatte. Ich tigere total aufgeregt vor dem Himmelbett auf und ab, werfe ab und zu einen Blick aus dem Fenster, zu den Weinstöcken im Regen. Wie ein Kind trete ich auf der Stelle und versuche zu erraten, was sie unten wohl für mich aushecken. Eigentlich habe ich keine Ahnung, wen sie eingeladen haben, ich hab nur ihre gedämpften Stimmen gehört, versucht, den einen oder anderen Cousin zu erkennen.

»Apo!«, ruft Amaury schliesslich. »Du kannst jetzt runterkommen.«

Ich grinse von einem Ohr zum anderen, als ich endlich die Tür aufstosse. Ich springe die Treppe runter, ins grosse Wohnzimmer. Und halte mir gerührt eine Hand vor den Mund, als sie, dicht gedrängt unter dem riesigen Rothirschgeweih, losdröhnen: »Al-les Gu-te zum Ge-burts-tag, Apo!«

Es sind mindestens dreissig Leute. Mit Tränen in den Augen schaue ich jeden Einzelnen an. Meine beiden grossen Brüder, Amaury und Enguerrand, sehen mich mit gutmütiger Belustigung an, zur Feier des Tages tragen sie Krawatte, stolz, das Geheimnis in den letzten Wochen nicht verraten zu haben. Meine Cousins und Cousinen, die extra aus der Île-de-France und dem Poitou angereist sind. Selbst Maribé, Hippielook und Silikonbrüste, obwohl sie sonst Familienfeiern wie die Pest meidet. Und dann natürlich Sandra, meine einzige echte Freundin seit dem Gymnasium. Papa steht am Rand, ganz Patriarch, froh, dass ihm die Überraschung gelungen ist, und hat das iPhone auf mich gerichtet, um meine Reaktion zu filmen, die Freude seiner heissgeliebten Tochter zu verewigen. Er beobachtet hinter dem Minibildschirm, wie ich lache, hebt die Brauen, gibt mir einen Luftkuss. Ich zwinkere ihm zu. Auch ein paar Freunde von ihm sind gekommen, darunter Daniel Laborde, der Präsident des regionalen Jagdverbandes. So viele Leute, die meinetwegen da sind, das bin ich nicht gewohnt, aber ich muss zugeben, ich bin total gerührt.

»Die ganzen Vagabunden standen draussen herum, sie wollten ihre Zelte im Garten aufschlagen«, sagt Papa. »Da hab ich sie reingelassen, ich hoffe, du bist mir nicht böse.«

»Du bist dumm, Papa. Ich hab dich lieb, aber du bist echt dumm.«

Er kichert, freut sich über seinen eigenen Witz. Sie singen *Happy birthday to you, Apo*, Enguerrand holt den Kuchen, eine Art mehrstöckige Minitorte von Saint-André